

Selbsterkenntnis Was ist sie? Warum ist sie wertvoll?

(Festvortrag bei der öffentlichen Sommersitzung
am 22. Juni 2007)

PETER BIERI
Träger der Lichtenberg-Medaille 2006

Laudatio auf Peter Bieri

Sehr geehrter Herr Präsident, sehr geehrter Herr Bieri, sehr geehrte Damen und Herren!

Heute, am längsten Tag des Jahres, hält die Göttinger Akademie der Wissenschaften ihre öffentliche Sommersitzung ab. Diese Sitzung gilt einem einzigen akademischen Akt, der Verleihung der Lichtenberg-Medaille an Professor Peter Bieri und dem sich ihr anschließenden Vortrag des Preisträgers. Die Akademie verleiht heute die Lichtenberg-Medaille für das Jahr 2006, und tatsächlich waren Übergabe der Medaille und Vortrag bereits für unsere Jahresfeier am 17. November 2006 vorgesehen. Damals aber konnte Peter Bieri nicht nach Göttingen kommen, da er just an diesem Tag eine andere Auszeichnung in Empfang zu nehmen hatte. Daher also ist es zu der Verschiebung auf den Sommer 2007 gekommen. Wir brauchen diese Verzögerung aber nicht zu bedauern, denn anders als bei der Jahresfeier, bei der es etliche weitere Ansprachen und Preisverleihungen gibt, können wir uns heute ganz auf den Vortrag des neuen Trägers der Lichtenberg-Medaille konzentrieren, können unsere Aufmerksamkeit ganz darauf richten lassen, was die Selbsterkenntnis sei und welchen Wert sie für uns habe.



Peter Bieri, Professor für Philosophie an der Freien Universität Berlin

Die Lichtenberg-Medaille 2006 wurde Peter Bieri vom Plenum der Akademie aufgrund eines Vorschlags der Philologisch-Historischen Klasse ver-

liehen. Daher ist es Aufgabe des Vorsitzenden dieser Klasse, in gebotener Kürze diesen Vorschlag öffentlich zu begründen.

Die Lichtenberg-Medaille ist die höchste Auszeichnung, die unsere Akademie zu vergeben hat. An ihr sind alle Akademiemitglieder unmittelbar beteiligt. Verliehen wird sie solchen Gelehrten, die sich in ihrem Fachgebiet besonders ausgezeichnet haben, außerdem aber über ihr engeres Fachgebiet hinaus in eine breitere Öffentlichkeit wirken. Diese beiden Gesichtspunkte müssen also bei Vorschlägen zur Verleihung der Lichtenberg-Medaille bedacht und berücksichtigt werden.

Was den ersten Aspekt angeht, so gestehe ich, daß ich mir hier kein Urteil erlauben kann und darf, da Peter Bieri Philosoph ist, während ich als Sprachwissenschaftler arbeite. So erlaube ich mir, einige Passagen aus dem Verleihungsvorschlag zu zitieren, die von Akademiemitgliedern verfaßt worden sind, die das Universitätsfach Philosophie vertreten: „Bieris nationale und internationale wissenschaftliche Geltung wurde durch seine herausragenden Beiträge zur systematischen Vermittlung der wirkungsmächtigsten Positionen der angelsächsischen Philosophie des Geistes und der Erkenntnistheorie in die kontinentale Diskussionslage seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begründet. Seine brillante Fähigkeit, philosophische Problemkonstellationen von hohem Schwierigkeitsgrad mit vollendeter Genauigkeit zu entwickeln und systematisch zu diskutieren, dokumentierte sich in zwei wichtigen und erfolgreichen Editionen der achtziger Jahre: „Analytische Philosophie des Geistes“ (1981 u. ö.) und „Analytische Philosophie der Erkenntnis“ (1987 u. ö.) sowie immer wieder in einer großen Reihe grundlegender Aufsätze, von denen hier nur „Scepticism and how to take it“ (1979), „Nominalismus und innere Erfahrung“ (1982) und die vielfach wiederabgedruckte Abhandlung „Was macht Bewußtsein zu einem Rätsel?“ (1992) genannt sein mögen. Charakteristisch für Bieris begriffsanalytisch-systematische Arbeit ist seine Weigerung, sich vorschnellen modischen Reduktionismen und pseudowissenschaftlichen Freizeitphilosophien anzuschließen“.

Wäre Peter Bieri „nur“ ein brillanter Philosoph, „nur“ ein herausragender Vertreter seiner akademischen Spezialdisziplin, so wäre er für die Verleihung der Lichtenberg-Medaille nicht in Frage gekommen. Er muß, wie erwähnt, auch in eine breitere Öffentlichkeit hinein wirken. Ich könnte es mir leicht machen und sagen: Die Tatsache, daß die Aula dicht besetzt ist und doch wohl nur die wenigsten von uns hier Anwesenden professionelle Philosophen sind, zeugt ganz direkt davon, daß im Falle Peter Bieris auch die zweite Bedingung für die Vergabe der Lichtenberg-Medaille erfüllt ist. Das aber wäre doch zu trivial und wäre im vergangenen Jahr von den Akademie-

mitgliedern auch nicht als Argument akzeptiert worden, als es darum ging, den Träger der Lichtenberg-Medaille 2006 zu bestimmen. Deshalb muß ich wenigstens ansatzweise noch ins inhaltliche Detail gehen.

Wenn ich es richtig sehe, ist es möglich, das Scharnier zu bestimmen, das Peter Bieris Arbeit als Philosoph mit seinem Wirken in eine breitere Öffentlichkeit hinein verbindet. Es handelt sich, wie ich meine, um das im Jahre 2000 abgeschlossene Buch „Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens“. Dieses Buch ist ein philosophisches Werk, es ist aber, wie es im Vorwort heißt, „kein akademisches Buch“, „kein Buch also, das schwerfällig wäre, indem es den Leser über die Schlachtfelder der Fachliteratur schleifte“. „Ich wollte über ein zum Verzweifeln komplexes Thema in einfacher, mühelos fließender Sprache schreiben, die ohne unnötige Fremdwörter auskäme. Die befreiende Erfahrung war: Es geht!“ So haben es gewiß auch viele, sehr viele Leser gesehen, die nicht „vom Fach“ sind. Denn anders ließe sich wohl kaum erklären, daß „Das Handwerk der Freiheit“ in mehreren zehntausend Exemplaren erschienen ist und ausführlich und oft besprochen wurde. Es darf als das gegenwärtig in Deutschland wohl beeindruckendste Beispiel dafür gelten, wie Philosophie, richtig verstanden und angemessen formuliert, in eine nicht per se philosophische Öffentlichkeit hinein zu wirken vermag.

Die befreiende Erfahrung, daß es möglich ist, „über ein zum Verzweifeln komplexes Thema in einfacher, mühelos fließender Sprache [zu] schreiben“, dürfte – nach meiner Vermutung – einer der wichtigsten Faktoren gewesen sein, der Peter Bieri schon vor dem Abschluß der Arbeit an dem „Handwerk der Freiheit“ dazu veranlaßt hat, zum Verzweifeln komplexe Themen auch in einer gänzlich anderen, für ihn neuen Form zu erörtern, in literarischer Form, genauer: in Romanform. In allen drei Romanen, die Peter Bieri unter dem Pseudonym Pascal Mercier zwischen 1997 und 2004 veröffentlicht hat, geht es um Menschen in existentiellen Entscheidungssituationen. Von mal zu mal aber ändert sich die sprachliche Form, mit der uns der Autor seine Figuren vorstellt. In „Perlmanns Schweigen“ lernen wir einen Professor der Sprachwissenschaft kennen, der feststellt, feststellen muß, daß er mit seinem Fach, so wie es von der Linguistik betrieben wird, nichts mehr anfangen kann, und der in dieser Situation der grausamen Banalität des Universitäts- und Tagungsbetriebes inne wird. Befriedigung, Freude empfindet er jetzt einzig beim Übersetzen aus anderen Sprachen. Statt einen Vortrag für eine Linguistiktagung vorzubereiten, übersetzt er eine russische sprachwissenschaftliche Abhandlung, und daraus entwickeln sich das äußere und das innere Geschehen des Romans – ein Symbol dafür, was das Verfallensein an die Sprache zu bewirken vermag.

Im „Klavierstimmer“ dann ein Bruder und eine Schwester, die sich ihrer inzestuösen Gefühle bewußt werden, weshalb sich der Bruder gewaltsam von seiner Schwester losreißt. Hier bedient sich der Autor eines anderen Verfahrens. In einer sich plötzlich auftuenden existentiellen Situation beschließen Patrice und Patricia, jeder ein Tagebuch zu schreiben und diese Zeugnisse der Wahrheitssuche am Ende auszutauschen. Der Autor nimmt die Anstrengung auf sich, sich in seine Figuren hineinzudenken, sie und sie allein sprechen zu lassen, ihnen ihre eigene Stimme zu geben. Das geschieht mit unerhörter Intensität, die den Leser die Vielfalt und Wirrnis der Gefühle mitempfinden läßt, die Patrice und Patricia einander gegenüber spüren.

Und schließlich 2004 der „Nachtzug nach Lissabon“. Hier ist es wieder der Autor, der über seine Hauptgestalt, Raimund Gregorius, spricht. Aber dabei bleibt es nicht. Ein anderer, längst verstorbener Autor kommt ins Spiel, Amadeu de Prado. Dessen Buch „Um ourives das palavras“ fällt Gregorius in einem Antiquariat in die Hände, und dieser Fund veranlaßt ihn, den Nachtzug nach Lissabon zu besteigen, um soviel wie nur irgend möglich über Amadeu de Prado in Erfahrung zu bringen, über dessen äußeres, vor allem aber über dessen inneres Leben und damit auch über sich selbst. Und nun wechselt die Autorenrede beständig mit der des anderen Autors, und diese andere Rede ist es, die das innere Erleben von Raimund Gregorius selbst zunehmend bestimmt, immer intensiver und bedrängender.

Mit dem „Handwerk der Freiheit“ und mit seinen Romanen hat Peter Bieri eine große, eine unfaßbar große Öffentlichkeit erreicht. Der „Nachtzug nach Lissabon“ ist in einer Auflage von mehr als einer Million Exemplaren erschienen und in zahlreiche Sprachen übersetzt worden. Ich gestehe, daß mir der Bestsellerstatus des „Nachtzugs“ anfänglich etwas unangenehm, ja unheimlich gewesen ist, hatte ich mir doch bei der Lektüre im Frühherbst 2004 eingebildet, dieses Buch sei eigentlich nur für mich geschrieben. Natürlich war mir klar, daß es sich bei dieser Vorstellung um eine Einbildung, um eine Illusion handelte, aber diese Einbildung war mir lieb, war mir teuer, und so gefiel es mir zuerst gar nicht, als ich auf dem Flughafen von Pisa, in der Berliner U-Bahn, im ICE und anderswo Menschen sah, die sich in den „Nachtzug nach Lissabon“ vertieft hatten. Inzwischen bin ich duldsamer geworden, habe mich mit der Vorstellung angefreundet, daß es Ihnen, Pascal Mercier, gelungen ist, ungezählt viele Menschen mitzunehmen bei Ihren Erkundungen zu Themen, die zum Ver zweifeln komplex sind. Dank sei Ihnen dafür, daß Sie alle diese Menschen an Ihrer befreienden Erfahrung teilnehmen lassen.

Werner Lehfeldt

Selbsterkenntnis

Was ist sie?

Warum ist sie wertvoll?

Wir können keinen Schritt tun ohne zu wissen, warum. Wenn wir den Grund vergessen haben, bleiben wir stehen. Erst wenn wir wieder wissen, was wir wollten, gehen wir weiter. Wir müssen, um handeln zu können, verstehen, was wir wollen und tun.

Das gilt nicht nur für kurzfristige Handlungen wie die Fahrt zur Arbeit oder den Gang ins Kino. Es gilt auch für längere Folgen von Handlungen, die einen ganzen Lebensabschnitt prägen: ein Studium, die Gründung einer Familie, den Aufbau einer Firma, die jahrelange Arbeit an einem Buch. Auch hier können wir nur so lange weitermachen, wie wir verstehen, was darin für ein Wille zum Ausdruck kommt und wie er zu uns und unserem Leben paßt. Wenn uns dieses Verständnis verloren geht, kommen die Dinge zum Stillstand. Längerfristig handeln können wir nur, wenn wir eine Ahnung von der Richtung unseres Lebens haben, eine Vorstellung davon, wer wir sind.

Wenn das gewohnte Selbstverständnis nicht mehr trägt, kann das Bedürfnis entstehen, einen Schritt hinter das Bisherige zurückzutreten und sich grundsätzliche Fragen zu stellen: Wie bin ich eigentlich hierher gelangt? Warum passen meine gegenwärtigen Gedanken, Gefühle und Wünsche nicht mehr zu der Art, wie ich mein Leben bisher gelebt habe? Wie sind sie überhaupt beschaffen, diese Gedanken, Gefühle und Wünsche? Haben sie sich verändert, oder habe ich mich schon immer darüber getäuscht?

Nun geht es darum, die Wahrhaftigkeit und Plausibilität des bisherigen Selbstbilds zu überprüfen, das durch Konventionen, zufällige Begegnungen und eine zufällige Bildungsgeschichte geprägt wurde. Und es geht darum, denjenigen Triebkräften in mir nachzugehen, die durch das bisherige Selbstverständnis verstellt und verdunkelt wurden. Jetzt machen wir uns auf die Suche nach Selbsterkenntnis in einem emphatischen Sinne.

Wohin blicken?

Wie kann das geschehen? Wohin können wir blicken? Nach innen, möchte man meinen. Doch es nützt nichts, die Augen zu schließen und sich zu konzentrieren. Es gibt kein inneres, geistiges Auge, das mit seinem unsinnlichen Blick die Konturen der Innenwelt erkunden könnte, für die man dann nur noch die passenden Worte finden müßte. Denn die Welt unserer Gedanken, Gefühle und Wünsche ist kein abgekapselter, selbstgenügsamer

Bereich, der sich ohne Blick nach außen verstehen ließe. Wenn wir wissen wollen, was wir über eine Sache denken – ein Gesetz etwa oder einen Krieg –, so müssen wir nicht nach innen blicken, sondern nach außen auf diese Sache. Wenn wir wissen möchten, was genau das Gefühl ist, das wir einer Person oder einem Ereignis entgegenbringen, so geht es darum, die Empfindung aus der Situation und ihrer Geschichte heraus zu verstehen. Nur so finden wir heraus, ob es sich um Wut oder Verachtung, um Liebe oder Bewunderung handelt. Und wenn wir wissen wollen, was unsere bestimmenden Wünsche sind, ist es manchmal nötig, uns selbst wie einem Fremden gegenüberzutreten und uns in unserem Tun wie von außen zu betrachten. Erst dann wird uns vielleicht klar, daß wir am liebsten allein leben möchten, im Verborgenen und nicht, wie wir dachten, im Rampenlicht.

Es wäre also ein Mißverständnis, Selbsterkenntnis in einer besonderen, nach außen hin versiegelten Innenschau zu suchen, und man muß – gegen alle sprachlichen Gewohnheiten – der Versuchung von Metaphern widerstehen, die davon handeln, daß ein erhellender innerer Blick Licht ins Dunkel des Denkens und Fühlens bringen könnte.

Das bedeutet nicht, daß es überhaupt keine introspektive Selbsterkenntnis gibt. Man kann dieser Idee eine nüchterne, unverfängliche Lesart geben, die einfängt, was wir alle kennen: Wir können durch Steigerung von Achtsamkeit und Aufmerksamkeit lernen, genauer zu spüren, wie uns zumute ist. Auf diese Weise können viele Dinge deutlicher werden: körperliches Empfinden, Emotionen und Stimmungen, die Einzelheiten von Erinnerungen, die Drift unserer Tagträume und Phantasien. Je besser wir in dieser Art von Achtsamkeit werden, desto bessere und verlässlichere Berichterstatte sind wir, was unsere momentane Gemütsverfassung anlangt. Und das ist natürlich ein wichtiger Bestandteil von Selbsterkenntnis.

Doch es ist nur der Beginn, und alles Weitere erschließt sich nicht mehr durch eine Konzentration nach innen. So ist es bereits, wenn wir ein besseres Verständnis unserer Gegenwart zu erlangen suchen. Wir müssen – wie zu Beginn gesagt – wissen, warum wir etwas tun, um es tun zu können. Wir müssen eine Vorstellung von den Gründen haben, die uns in Gang setzen: von den leitenden Überzeugungen, Emotionen und Wünschen. Und da gibt es große Unterschiede im Grad der Einsicht. Nicht beim Gang zum Kühlschrank oder zum Supermarkt; aber bei der Frage, warum wir einen Brief nicht beantworten, warum wir ein Versprechen brechen, warum wir etwas tun, das ein Studium oder eine Karriere beendet. So etwas kann man oberflächlich und kurzatmig verstehen, oder man kann ihm eine Deutung von größerem Umfang und größerer Tiefe geben. Und dann helfen Achtsamkeit und Aufmerksamkeit nicht mehr viel.

Worum es jetzt geht, ist eine Vergewisserung über tiefer liegende Überzeugungen, Hoffnungen und Befürchtungen. Eine solche Vergewisserung verlangt einen Blick in die Vergangenheit: auf die Entstehung unseres Fühlens, Denkens und Wollens. Wie bin ich in meinem Erleben geworden, was ich bin? Was waren die kausal bestimmenden Faktoren, vielleicht auch Traumata? Wie hat sich ein Erleben aus einem anderen heraus entwickelt? Wieviel Stimmigkeit und Unstimmigkeit gibt es in meinem Denken und Erleben? Um solche Fragen zu beantworten, muß ich mir nicht introspektiv gegenüber treten, sondern mit dem Blick von außen, nicht viel anders als bei dem Versuch, einen Anderen zu verstehen. Und ähnlich ist es, wenn ich mich in der Art erkennen will, in der ich zu meiner Zukunft stehe. Es kann erstaunlich schwierig sein zu wissen, was man sich, längerfristig gesehen, wünscht, was man anstrebt und hofft, wovor man sich fürchtet. Und oft ist der beste und einzige Weg, sich das vergangene Muster seines Tuns zu vergegenwärtigen und es hypothetisch in die Zukunft hinein fortzuschreiben.

Introspektive Feststellungen sind der Anfang. Hier bin ich spontaner Berichterstatter über den jetzigen Zustand meines Bewußtseins, den stream of consciousness. Alles andere Erkennen meiner selbst ist ähnlich verfaßt wie sonstiges Erkennen der Welt auch: Man betrachtet, was geschehen ist, zieht seine Schlüsse, versucht, ein stimmiges Bild zu zeichnen, und ist bereit, es jederzeit auch zu revidieren. Bei all diesen Dingen betrachtet man sich nicht als Bewohner einer in sich transparenten Innenwelt, die der Außenwelt abgeschlossen gegenüberstünde, sondern als Teil der Welt insgesamt, der sich unter dem Einfluß der anderen Teile verändert und entwickelt.

Wo liegt die Autorität?

Wenn der Blick auf die Außenwelt nötig ist, um zu erkennen und zu verstehen, wer wir sind, dann sind wir für uns selbst nur in begrenztem Umfang eine Autorität. Jeder verbringt mit sich selbst am meisten Zeit und widmet sich die meiste Aufmerksamkeit. Deshalb weiß er über sich oft besser Bescheid als andere. Und es gibt sprechende Erfahrungen wie Tagträume, von denen nur er weiß. Doch das bedeutet nicht, daß es keine Irrtümer gibt, keine begründeten Zweifel und keine Notwendigkeit, sich in seinem Selbstbild zu korrigieren.

Wir können uns darin irren, was wir glauben. Wir hielten uns für jemanden mit einem liberalen, weltoffenen Denken und einem ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit, und dann, wenn es darauf ankommt, stellen wir er-

schrocken fest, daß wir chauvinistische Neigungen haben und an unseren Privilegien kleben. Diese Art von Irrtum hat viel damit zu tun, daß wir sprechende Tiere sind: Wir reden und reden und halten diese rhetorischen Gebilde am Ende für unsere Überzeugungen – bis es ans Handeln geht. Auch bei Emotionen und Wünschen kann es eine solche Kluft zwischen Rhetorik und Wirklichkeit geben. Es kann sein, daß man sich schämt und weglaufen möchte, daß die Rhetorik von Wut und Angriff aber besser zur Situation und den Erwartungen der Anderen paßt – und dann hält man sich für wütend und angriffslustig, bis die Situation sich ändert und man sich das wahre Empfinden eingestehen kann, manchmal mit einer Verzögerung von Jahren. (Wie wir das Opfer unserer eigenen Rhetorik werden – darüber müßte man einmal ein Buch schreiben.)

Der Blick der Anderen kann die Korrekturinstanz sein. Aus ihm können wir lernen, daß wir vielleicht gar nicht das glauben, fühlen und wollen, was wir dachten. Die Kluft zwischen der Einsicht der Anderen und unserem Selbstbild kann groß sein, weil Selbstbilder anfällig sind für Selbsttäuschungen. Eine Selbsttäuschung ist ein interessegeleiteter Irrtum über uns selbst: Wir möchten einfach gerne einer sein, der so denkt, wünscht und fühlt – und dann porträtieren wir uns auch so. Besonders wichtig ist uns das, wenn es um moralisch bedeutsame Gedanken, Wünsche und Gefühle geht. Hier lügen wir oft nicht nur vor den Anderen, sondern auch vor uns selbst, und wir leisten erbitterten Widerstand, wenn uns ein Anderer zu erraten droht.

Erkennen und Eingreifen

In den meisten Fällen beeinflusst das, was wir über eine Sache denken, diese Sache nicht. Anders verhält es sich, wenn wir uns selbst zu erkennen und zu verstehen versuchen. Wenn wir uns fragen, was wir über eine Sache denken, und uns dazu die Belege für die vermeintliche Überzeugung ansehen, so kann sich diese Überzeugung gerade dadurch, daß sie untersucht wird, verändern. Man könnte sagen: Dann schafft das Erkennen das Erkannte. Auch im Fall von Emotionen und Wünschen gibt es einen solchen Zusammenhang, aber dort ist er komplizierter und unübersichtlicher. Vieles, was wir fühlen und wünschen, ist für uns undurchsichtig und diffus. Der Prozeß der Klärung, in dem wir uns die Situation und die Geschichte des Erlebens vor Augen führen, macht auch hier etwas mit dem Gegenstand: Indem wir die Gefühle und Wünsche identifizieren, beschreiben und von anderen unterscheiden lernen, wandeln sie sich zu etwas, das genauere Erlebniskonturen hat als vorher. Aus Gefühlschaos kann durch Selbsterkenntnis emotionale Bestimmtheit werden.

Hierhin gehört ein Thema, das ich bisher ausgespart habe: die Unterscheidung zwischen Bewußtem und Unbewußtem. Die Erweiterung von Selbsterkenntnis kann man als einen Prozeß deuten, in dem Unbewußtes in Bewußtes überführt wird. Doch man muß sich klar machen, daß das ganz Verschiedenes bedeuten kann. Einmal kann gemeint sein, daß – wie früher beschrieben – die Wachsamkeit gegenüber Erlebnissen wächst, die uns bisher nur in unscharfer, diffuser Form gegenwärtig waren. Das muß noch nicht mit einer Schärfung in der begrifflichen Artikulation verbunden sein: Man kann etwas deutlicher spüren, ohne es damit schon besser klassifizieren zu können. Wenn eine neue begriffliche Identifikation dazu kommt und wir nun beispielsweise wissen, daß es nicht nur Neid ist, was wir jemandem gegenüber fühlen, sondern auch Mißgunst, ist ein neuer Grad an Bewußtheit erreicht. Es kann dann, indem wir uns diese Beziehung und ihre Geschichte ansehen, zu der Einsicht kommen, daß die mißgünstige Empfindung in einer Kränkung begründet sein muß, die wir weggeschoben und in den Untergrund verbannt hatten – eine Demütigung vielleicht, die einen verleugneten Haß hatte entstehen lassen. Und dann kann diese hypothetische Einsicht kausale Kraft entfalten, die Macht der Zensur brechen und uns helfen, das verleugnete Gefühl endlich in vollem Umfang und voller Klarheit zu erleben. Auch das ist eine Lesart des Gedankens, daß aus Unbewußtem Bewußtes werden kann. Und auch auf diese Weise kann Selbsterkenntnis ihren Gegenstand verändern.

Über solche Prozesse, in denen die Kenntnis und das Verstehen unser selbst nicht in einer einflußlosen Bestandsaufnahme besteht, sondern auch eine innere Umgestaltung mit sich bringt, könnte man sagen: Wir arbeiten durch Selbsterkenntnis an unserer persönlichen Identität. Wenn es darum geht, unsere Gedankenwelt auszuleuchten und uns zu vergewissern, was wir eigentlich denken, geht es um die Schaffung der intellektuellen Identität – darum, eine kohärente gedankliche Einstellung zu den Dingen zu finden, statt nur mit Gedankenketten und rhetorischen Schablonen auf sie zu reagieren. Und dazu gehört, daß wir gedankliche Provinzen, die weit auseinander zu liegen scheinen, miteinander in eine stimmige Verbindung bringen – Steuergerechtigkeit und den Kampf gegen globale Armut etwa oder Bildung und Angst vor dem Tod. Wenn wir erkennend Einfluß auf unsere Wünsche und Emotionen nehmen, indem wir sie in ihrer Herkunft und tieferen Bedeutung verstehen lernen, geht es um etwas anderes: Jetzt kümmern wir uns darum, wer wir sein wollen, was uns wichtig ist und worum es in unserer Zukunft gehen soll.

In dieser Weise erkennend an ihrer Identität arbeiten können nur sprechende Tiere. Ob es um Identifikation und Klassifikation von Erfahrungen

geht oder um das Deuten und Herleiten dieser Erfahrungen oder das Erfahrbarmachen von Verbanntem und Verdrängtem – stets spielen Worte eine Rolle, Sätze und ganze Geschichten. Irgendwie scheint das klar zu sein: Man wüßte nicht, wie es sonst gehen sollte. Irgendwie ist es aber auch ganz unklar, jedenfalls mir, denn ich frage mich: Wie machen es die Wörter und Worte eigentlich, unsere Empfindungen und unseren Willen zu verändern? Seelische Alchemie gibt es nicht. Wie also? Ich lasse die Frage stehen, unsicher, ob es sich um eine empirische oder eine begriffliche Frage handelt.

Selbsterkenntnis durch Ausdruck

Von Max Frisch stammt der Satz: „Wer nicht schreibt, weiß nicht einmal, wer er nicht ist“. Wörtlich und in einem engen Sinne verstanden, klingt der Satz arrogant und auch abstrus: als wäre es das Privileg einer Handvoll Schriftsteller, zu erkennen, wer sie nicht sind, und dadurch vielleicht sogar eine Ahnung davon zu bekommen, wer sie sind. Selbsterkenntnis als das esoterische Vorrecht einiger genialischer Wortakrobaten. Als wäre die Geschichte der Literatur nicht voll von Leuten, die, was sie selbst anlangt, eine geradezu manische Blindheit an den Tag legen.

Doch so hat es Max Frisch sicher nicht gemeint. Wie dann? Seine Äußerung wird plausibel, wenn man sie von der Tätigkeit des Schreibens löst und verallgemeinert. Sie könnte dann lauten: Wer sich in dem, was er ist, nicht ausdrückt, verpaßt eine Möglichkeit, zu erkennen, wer er ist. Die Idee wäre dann: Daß einer sich ausdrückt, ist nichts der Selbsterkenntnis Äußerliches, kein bloßes Dekor, das man ohne Verlust auch unterdrücken könnte; nein, im Gegenteil, die Zeichen meines Ausdrucks sind ein wertvolles, vielleicht sogar unverzichtbares Mittel, mich im Stil meines Lebens, in meiner stilistischen Individualität, zu erkennen. Das paßt gut zu dem früheren Gedanken, daß Selbsterkenntnis nicht in einem versiegelten Innenraum möglich ist, sondern den Weg über die Außenwelt gehen muß, dieses Mal über die Zeichen, die ich in der Welt setze, und die Spuren, die ich darin hinterlasse.

Die Formen des Ausdrucks können ganz unterschiedlich sein und müssen nichts mit Worten zu tun haben. Wer man ist, kann sich auch an Tönen, Pinselstrichen und geformtem Material zeigen, an der Art zu filmen und zu fotografieren, zu tanzen und sich zu kleiden, sogar daran, wie man kocht oder den Garten gestaltet. All das kann eine Quelle von Selbsterkenntnis sein: Man betrachtet, was man gemacht und wie man es gemacht hat, und sieht: So also bin ich auch.

Es gibt keinen planvollen Ausdruck, keinen eigenen Stil, ohne Phantasie: ohne die Fähigkeit, sich verschiedene Möglichkeiten vorzustellen, das Tatsächliche zu variieren, in der Vorstellung Unmögliches möglich zu machen. Sich am eigenen Ausdruck zu erkennen, heißt deshalb immer auch: sich an der eigenen Phantasie zu erkennen. An dem, was ich schaffe und aus mir heraussetze, erkenne ich die Bewegung, den Rhythmus und die Drift meiner Phantasie, das Gravitationszentrum meiner Einbildungskraft. Niemand hat diese Einsicht mit größerem Nachdruck und mit mehr Raffinement in die Tat umgesetzt als Sigmund Freud. Der vielschichtigen, umwegigen Logik der Phantasie auf die Spur zu kommen und sie für Selbsterkenntnis zu nutzen: Das war sein großes, bleibendes Projekt.

Max Frisch hatte die besondere Form vor Augen, die dieses Projekt gewinnt, wenn jemand eine Geschichte erzählt und das kunstvoll tut. Es gibt da auf vielen, sehr unterschiedlichen Ebenen etwas über sich selbst zu lernen. Am leichtesten zugänglich kann diejenige Ebene erscheinen, auf der es um das gewählte Thema geht. Ob jemand eine Geschichte ganz aus sich selbst heraus schreibt, ob er sie um ein reales Ereignis herum rankt oder gar einen historischen Roman schreibt: Nie ist es Zufall, was er sich aussucht. Es bedarf enormer seelischer Energie, um eine Geschichte zu schreiben, und man kann gar nicht anfangen, wenn man nicht spürt, daß der Stoff einen in einer Tiefe berührt und beschäftigt, aus der heraus die nötige Energie fließen wird. So daß sich an der thematischen Wahl zeigt, welche Konflikte, welche Verletzung, Sehnsucht und Vorstellung von Glück den Schreibenden bewegen. Dabei entdeckt sich der Schreibende auf Schritt und Tritt für sich selbst: Wie erschrocken und auch belustigt war ich, in Philipp Perlmann das Ausmaß meiner kriminellen Energie kennenzulernen! Wie groß und tief waren die Verbitterung und das Ressentiment, die in Fritz Bärtschi hineinfließen, in den Klavierstimmer, dessen Partituren stets zurückkamen! Wie schrecklich die Erfahrung des schwindenden Selbstvertrauens, von der ich in meinem letzten Buch erzähle!

Man muß seinen eigenen Händen am Steuer nicht mißtrauen, um von einem zu erzählen, der es tut. Trotzdem ist die Wahl des Themas sprechend. Auch gilt es, daran zu erinnern, was ich früher sagte: Manchmal entdecken die Anderen mehr als man selbst. Trotzdem: Das, was für mich selbst an der Wahl meiner Themen sichtbar wurde, ist verborgen geblieben. Zum Glück. Manchmal ist man für sich selbst eben doch eine Autorität.

Für die Anderen schwerer zugänglich sind all die Dinge, die weniger mit dem Thema zu tun haben als mit der Art, wie es erzählt wird. Mit all den Dingen also, die Literatur zu Literatur machen. Einmal betrifft das die Erfahrungen, die man bei der Wahl der Erzählperspektive macht. Für jede

Erzählung ist eine sprachlich wie psychologisch folgenreiche, man könnte auch sagen: dramatische Entscheidung nötig: Erzähle ich von außen, in der dritten Person, oder lasse ich die Figuren aus einer Ich-Perspektive heraus sprechen? Es sind ganz unterschiedliche Dinge, die ich in den beiden Fällen über mich lernen kann.

Erzähle ich von außen, so muß entschieden werden, ob die Sprache behavioristisch sein soll oder eine Sprache, die eine Innenwelt vergegenwärtigt. Und meine Wahl wird mich darüber belehren, welches Verhältnis ich zu den Figuren und zu der Atmosphäre der Geschichte habe – und das wiederum lehrt mich vieles über das Thema, wie es mich in mir selbst beschäftigt. Auch muß entschieden werden, auf welcher Stilebene erzählt wird – ob es die geradlinige Sprache des Autors sein soll wie bei Jane Austen oder eine Sprache, in die, obgleich es eine Sprache der dritten Person ist, in Wortwahl, Melodie und Rhythmus die Innenwelt, die stilistische Individualität der besprochenen Figuren einfließt. So habe ich es beispielsweise im „Nachtzug nach Lissabon“ gemacht, wo noch in den unauffälligsten Sätzen, die Gregorius einfach durch die Stadt gehen lassen, ein Hauch von Fernando Pessoa zu spüren ist. Eine Atmosphäre – sie ist das absolut Wichtigste an einem Buch, und aus ihr spricht wie aus nichts sonst die Seele des Autors.

Ganz andere Dinge lerne ich, wenn ich die anfängliche, dramatische Entscheidung anders treffe und die Figuren auslote, indem ich sie selbst sprechen lasse. Dann muß ich ihnen die Worte geben, die für sie kennzeichnend sind. Klingt einfach und ist unendlich schwer. Und eine reiche Quelle der Selbsterkenntnis. Denn nun muß ich planvoll und konsequent weg von meinem eigenen Idiom und meiner eigenen Melodie, hinein in einen ganz anderen, fremden Rhythmus. Und es ist die Erfahrung dieser Fremdheit, in der ich mein eigenes Idiom erst richtig als das ganz eigene hören und erkennen lerne, ein Idiom, das wie ein Spiegel ist. Hier gilt am unmittelbarsten, was Frisch im Auge hatte: erkennen, wer man nicht ist, indem man aus sich austritt, hinein in jemanden, der man nicht ist.

Wirklich große Schriftsteller sind solche, die dabei eine besonders große Distanz zu überbrücken vermögen. Ich denke an „The Catcher in the Rye“, in dem Jerome David Salinger Holden Caulfield in Skaz, dem Jargon eines Teenagers, seine Erlebnisse erzählen läßt. Und dann der unerreichte Gipfel perspektivischer Erzählkunst: William Faulkner, der in „The Sound and the Fury“ dasselbe aus vier verschiedenen Perspektiven erzählt, darunter aus der Perspektive von Benjy, einem schwachsinnigen Kind. Das ist unglaublich gut; man kann wirklich kaum glauben, daß einer so etwas kann.

Wie er es denn gemacht habe, wurde Faulkner gefragt. „Whisky“, sagte er, „ein bißchen Tabak und viel Whisky“. Der Fragende setzte sich auf und zückte den Bleistift. Welche Whiskymarke, fragte er. Es war ein sogenannter Literaturkritiker.

Neben der Sache mit der Erzählperspektive ist auch die Ebene von Wortschatz und Stil eine reiche Quelle von Selbsterkenntnis. Welche Wörter und Worte gehören zu mir, welche nicht? Bei welchen ist mir wohl, bei welchen nicht? Warum? Ich habe bei jedem Buch zwei Listen von Wörtern, eine rote und eine schwarze. Auf der schwarzen stehen diejenigen Wörter, denen ich leicht verfallende, die aber zu dieser Geschichte und diesen Figuren nicht passen und unbedingt zu vermeiden sind. Auf der roten sind diejenigen Wörter, die zu der Atmosphäre des Buchs passen und sie fördern könnten, die mir aber nicht spontan zur Verfügung stehen. So sind über die Jahre viele Listen entstanden. Einige davon verstehe ich noch, andere nicht mehr. Und auch das ist eine Form von Selbsterkenntnis: sich vergegenwärtigen, welchen Weg durch die eigene Sprache man im Lauf seines Lebens genommen hat.

Wie beschreiben wir es am besten?

Selbsterkenntnis kann wachsen. Wie beschreiben wir solchen Fortschritt am besten? Was ist der richtige Kommentar, was sind die richtigen Metaphern und Begriffe?

Wir könnten sagen, daß es wie bei der Naturerkenntnis darum geht, immer mehr Tatsachen über uns selbst zu entdecken. Und wir könnten es mit der Metapher von Oberfläche und Tiefe versuchen: Es geht darum – würden wir sagen –, in uns immer tiefer zu graben, bis wir auf Grund gekommen sind, was unsere gedankliche und emotionale Identität angeht. Damit wäre die Vorstellung verknüpft, daß es bei Selbsterkenntnis darauf ankommt, zwischen Schein und Wirklichkeit zu trennen und herauszufinden, wer wir eigentlich sind.

Doch das ist nicht die einzige Art, sich die Sache zurechtzulegen. Wir könnten sagen, daß es nicht um die Annäherung an seelische Tatsachen geht, sondern um das Entwickeln von Erzählungen über uns selbst, die möglichst vieles an unserem Leben in einen stimmigen Zusammenhang bringen, so daß wir uns gegenseitig und vor uns selbst verständlich finden. Fortschritt wäre dann nicht ein Vordringen in die Tiefe, sondern das Entwickeln und Erfinden immer neuer Beschreibungen unseres Lebens, die uns helfen, uns und unsere Beziehungen zu den Anderen fortzuentwickeln. So gesehen gäbe es in keinem emphatischen Sinne eine Wahrheit über mich selbst, und es

ließe sich in keinem absoluten Sinn unterscheiden zwischen dem, was ich eigentlich bin, und dem, was ich nur zu sein scheine.

Nach der ersten Deutung besteht das Aufdecken einer Selbsttäuschung darin, die wahren Tatsachen freizulegen. Nach der zweiten handelt es sich darum, ein Stück in einer Geschichte, das nicht paßt, durch eines zu ersetzen, das sich besser einfügt.

Obwohl mich die Frage, welcher von beiden der richtige Kommentar ist, seit der Zeit meines Studiums beschäftigt, ist es mir nie gelungen, zu einer wirklich beständigen Meinung darüber zu gelangen. Es ist befreiend, John Dewey, Nelson Goodman und Richard Rorty dazu zu lesen – über sprachlich gemachte und erfundene Phänomene und Welten, über Erkennen als Tun, über den Starrsinn und Irrsinn einer realistischen Deutung von Wahrheit und Erkennen. All das ist befreiend und charmant, und oft schon habe auch ich es nachgesprochen. Doch dann denke ich an Erfahrungen, die ich selbst mache und die oft genug auch meine literarischen Figuren machen: daß man spürt, ganz genau spürt, wo das Gravitationszentrum der eigenen Emotionen liegt, und daß der natürliche, der einzig natürliche Kommentar dazu ist: Das ist die Wahrheit, so sind die inneren Tatsachen, und wie sie sind, hängt nicht an irgend einer naseweisen Geschichte, die ich mir so oder auch anders zusammenreimen könnte.

Was also ist richtig? Um die Wahrheit zu sagen: Ich habe keine Ahnung.

Warum nun ist sie wertvoll, die Selbsterkenntnis?

Zum Glück muß ich sie auch nicht haben, um nun diejenige Frage zu stellen, die mich im Rest des Vortrags beschäftigen soll: Was kann das Motiv sein, nach den wahren Tatsachen oder der besten Geschichte über uns selbst zu suchen? Warum ist Selbsterkenntnis wertvoll?

Den einen Grund habe ich zu Beginn schon genannt: Wir brauchen sie, wenn unser Leben und unser Empfinden nicht mehr zusammenpassen. Wir müssen uns dann neu sehen und verstehen lernen, um die Krise überwinden und weitermachen zu können. Das ist ein gewichtiger, lebenspraktischer Grund, und er zeigt: Die Suche nach Selbsterkenntnis ist kein Luxus, kein künstliches, philosophisches Ideal nur für wenige.

Doch es gibt noch ganz andere Gründe, nach ihr zu suchen. Wir kennen ein Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit, nach intellektueller Redlichkeit: Wir möchten unser Leben nicht hinter einem Schleier von Täuschungen und Selbstbetrug leben. Das gilt einmal für die Welt außerhalb von uns: Zwar gibt es Zeiten, wo wir bedrängende und verletzende Dinge ausblenden oder schönreden, um von ihnen nicht erdrückt zu werden. Doch auch in solchen

Zeiten haben wir oft ein verstecktes, leise tickendes Empfinden, das uns sagt, daß wir uns den Dingen eines Tages stellen müssen. Dieses Empfinden hat mit einem Phänomen zu tun, das leicht zu benennen, aber schwer zu verstehen ist: Selbstachtung. Wir können uns nicht achten – und manchmal kommt es zu ausdrücklicher, vehementer Verachtung –, wenn wir uns dabei ertappen, daß wir einer unangenehmen Wahrheit schon wieder ausgewichen sind. Und das nun gilt auch und vielleicht sogar in besonderem Maße, wenn es um eine Wahrheit geht, die uns selbst betrifft. Es kann sich dabei um ganz verschiedene Dinge handeln: Ich müßte mir endlich eingestehen, daß mir eine Fähigkeit, die ich so gerne hätte, einfach fehlt, etwa die Leichtigkeit im Lernen von fremden Sprachen. Ich sollte aufhören, mir innere Unabhängigkeit und Gelassenheit vorzugaukeln, wo ich in Wirklichkeit unablässig nach der Meinung der Anderen schiele. Ich sollte aufhören, eine vergangene Verfehlung stets von neuem aus dem Selbstbild tilgen zu wollen. Ich sollte endlich zu mir stehen, wie ich bin. Es ist nicht ohne weiteres klar, worin dieses Bedürfnis wurzelt, denn warum sollte es mir im Schutz von wasserdichten, perfekt funktionierenden Lügen über mich selbst nicht besser gehen? Aber es ist so: Selbstachtung und das Streben nach Selbsterkenntnis sind auf diese Weise verknüpft. Und diese Verknüpfung ist ein wichtiger Grund, warum es uns zu einem gelingenden Leben zu gehören scheint, daß wir uns in der Art, wie wir leben, richtig verstehen.

Ein weiterer Grund ist die Bedeutung, die Selbsterkenntnis für das Ideal eines selbstbestimmten Lebens hat. Selbstbestimmung kann nach außen hin gelesen werden: Dann bedeutet sie Bewegungsfreiheit. Man kann sie aber auch nach innen lesen: Dann geht es darum, daß ich im Denken, Erleben und Wollen so bin, wie ich sein möchte. Entsprechend fehlt mir die Selbstbestimmung, wenn Erleben und Selbstbild auseinanderklaffen. Wenn sie es tun, erfahren wir das als Beeinträchtigung der inneren Freiheit, als inneren Zwang etwa, wenn ich das Spielcasino gegen besseres Wissen betrete; wenn ich chauvinistisch wähle, obwohl ich mich als Weltbürger sehen möchte; wenn ich kleinlich und rachsüchtig fühle und handle, obwohl ich mich gerne großzügig und nachsichtig erleben würde; und wenn ich aller Erfahrung zum Trotz stets von neuem die Art von Lebenspartner wähle, mit der es garantiert schiefgeht. Diesen Mangel an innerer Selbstbestimmung erfahren wir als Zerrissenheit. Und dann kommt es auf Selbsterkenntnis an: darauf, diese Zerrissenheit in ihrer Herkunft, ihrer Logik und Dynamik zu verstehen. Erst dieses Verstehen ermöglicht später auch ein Verändern, einen Bruch mit dem inneren Zwang und eine Öffnung für neue Arten des Erlebens und Handelns. Er versuche, seinen Patienten die verlorene innere Freiheit wiederzugeben, pflegte Freud zu sagen.

Selbsterkenntnis also als Quelle von Freiheit und damit von Glück. Dazu gehört auch ein befreites Verhältnis zur Zeit des eigenen Lebens. Erinnerungen können ein Kerker sein, sie können eine lähmende Wendung nach rückwärts erzwingen und einen befreiten Blick in die Zukunft verhindern. Ihre Tyrannei können wir nur durch Selbsterkenntnis brechen: dadurch, daß wir verstehen, woher ihre zwanghafte, erstickende Macht kommt, an welche verborgenen Dinge sie rührt und wie es zu verstehen ist, daß es dem späteren Leben nicht gelungen ist, ihr Gewicht zu relativieren. Auch was die Zukunft anlangt, kann ein wachsendes Verständnis unser selbst entscheidend sein. Denn auch unbewußte Entwürfe können ein Kerker sein. Ich kann, ohne es zu erkennen, der Meinung sein, daß man mich nur mag, wenn ich stets von neuem Leistung auf Leistung türme, eine unerkannte, durch und durch unvernünftige Furcht vor Mißachtung und Einsamkeit kann mich im Würgegriff halten, und so kann es kommen, daß ich unter der Last meines Leistungswillens durch mein Leben hetze, ohne es zu leben. Erst wenn ich erkenne, was da für Kräfte am Werk sind, habe ich die Chance, die Dinge zu verändern.

Das sind bereits eine ganze Reihe von Gründen, warum Selbsterkenntnis wertvoll ist, wertvoll allein schon für mich selbst. Nicht weniger gewichtig sind die Gründe, die mit den Anderen und meiner Beziehung zu ihnen zu tun haben. Es ist uns wichtig, mit anderen in moralischer Intimität zu leben, geleitet von dem Wunsch, auf ihre Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, und von der Erwartung, daß sie das auch für uns tun. Daß die Bedürfnisse der Anderen für mich ein Grund sind, etwas zu tun oder zu lassen, ist der Kern des moralischen Standpunkts. Entsprechend ist es das Wesen von Grausamkeit, daß ihr diese Einstellung fremd ist: Die Anderen kommen nur als Mittel, als Instrument zur Befriedigung meiner eigenen Bedürfnisse vor. Um nun die Anderen als Andere achten und in ihren eigenen Bedürfnissen respektieren zu können, muß ich sie als Andere erkennen, und das wiederum setzt voraus, daß ich weiß, wie ich selbst bin. Oft scheidert moralischer Respekt einfach an Blindheit uns selbst gegenüber. Und nicht anders ist es mit Grausamkeit. Je geringer die Übersicht über die Motive des eigenen Tuns, desto größer die Gefahr der Grausamkeit. Viele Grausamkeiten geschehen, weil wir unseren Neid, unsere Mißgunst, unsere verborgene Schadenfreude und unseren verleugneten Haß nicht kennen. Und so kann uns fehlende Selbsterkenntnis sogar um die Chance bringen, einen ausdrücklich moralischen Willen in die Tat umzusetzen.

Doch nicht nur um das Vermeiden vom Grausamkeit geht es, sondern auch um die Echtheit einer Beziehung. Sich zu kennen heißt, zwischen der Art unterscheiden zu können, wie der Andere ist, und der Art, wie

man ihn gerne hätte; es heißt, seine eigenen Projektionen durchschauen zu können. Und es hilft auch, die Projektionen der Anderen zu erkennen und nicht blind ihr Opfer zu werden. Das ist wichtig, damit wir uns mit echten, wechselseitigen Gefühlen und Wünschen begegnen können und uns nicht wie Potemkinsche Fassaden gegenüberstehen, bei denen die Gefühle ins Leere gehen.

Menschen, die sich mit sich selbst auskennen, begegnen sich anders als solche, die keine Übersicht über sich besitzen. Die Begegnungen sind wacher, sorgfältiger und interessanter. Auch deshalb ist Selbsterkenntnis ein hohes Gut.

